

Margret Köhler : Das Ende des amerikanischen Traums

Beitrag aus Heft »2000/01: Aufwachsen in Medienwelten II«

Das Kino als Zerstörer? „We are family“, diese beschwörende Mär wird zwar von den US-Medien, vor allem von Fernseh-Serien verbreitet, ist in Wirklichkeit jedoch schon lange Makulatur. Auch wenn einige Studiobosse immer noch das traditionelle Happy End für das Nonplusultra eines erfolgreichen Films halten. In „God’s own country“ ist die heile Welt auf dem Rückzug oder - wie in Peter Weirs „Die Truman Show“ nur noch für das TV inszeniertes Spektakel. Die Fassaden des Glücks zersplittern, nicht nur im Weissen Haus bei der „First Family“, sondern auch auf der Leinwand. Die Familie, einst Rückgrat der amerikanischen Gesellschaft, stellt sich für viele inzwischen als Ort der Hölle dar. Auch Regiedebutant Sam Mendes zerpfückt in seinem Meisterwerk sarkastisch heimelige Klischees des american way of life.

Scheinlösungen und -freiheiten Hübsche Häuschen, gepflegte Vorgärten, geräumige Garagen und mittendrin reizende Menschen, die vor Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit nur so strotzen. Doch der Eindruck täuscht. Nichts ist, wie es einmal war. Hinter den adretten Fassaden herrscht Frust statt Fröhlichkeit, kocht das Glück auf Sparflamme. Lester Burnham (Kevin Spacey) ist jenseits der 40 und ausgebrannt. Seine Frau Carolyn (Anette Bening), eine mäßig erfolgreiche Immobilienmaklerin, nervt und zetert den lieben Tag lang, die Liebe ist so kalt wie ein Eisbeutel. Auch intensivste Handarbeit bringt Lester nur wenig Erleichterung. Töchterchen Jane (Thora Birch) verachtet ihre Eltern und deren scheinheiliges Verhalten. Die Wende kommt, als der Familienvater ihre Freundin, die frühreife Angela (Mena Suvari) erblickt. Da überwältigen ihn Hormone, Phantasie und Erinnerungen an seine Jugendzeit. Und er realisiert: Das Leben ist zu kurz, um im Alltagstrott zu ersticken. Er kündigt seinen langweiligen Job, erpresst den Vorgesetzten um eine lukrative Abfindung, kauft sich einen flotten Sportwagen und malträtiert seinen nicht mehr ganz so straffen Körper mit Fitness-Übungen.

Erst einmal aber haut er mit der Faust auf den heimischen Tisch und sagt der verdutzten Weiblichkeit, wer der Herr im Haus ist. Gleichzeitig freundet sich der Mannin der Midlifecrisis mit dem liebenwürdigen Nachbarsjungen Ricky (Wes Bentley), Sohn eines Ex-Colonels an, der mit seiner Videokamera alles aufnimmt, was ihm in die Quere kommt. Und ganz nebenbei mit Drogen dealt. Bald raucht Lester mit dem Youngster Marihuana und entdeckt die Bierdose als Begleiter. Demontage und Genuss Das muss böse enden, schon die ständig wiederkehrenden blutig roten Blätter der von Carolyn akribisch gepflegten Rosen künden Unheil an - zumal sich langsam die Strukturen auflösen. Der Konflikt zwischen dem in Jane verliebten Ricky und seinem autoritären Vater (der ihn und Lester für schwul hält und seine eigenen homoerotischen Neigungen unterdrückt) eskaliert, Carolyn legt sich einen Geliebten zu und Lester wird von heißen Sexträumen mit dem angebeteten Teenie verfolgt. Die einzig 'Normalen' scheinen zwei schwule Nachbarn zu sein. Der rasante Ritt durch seelische Abgründe ist alles andere als political correct. Die Demontage von zu Ritual erstarrten Konventionen zelebriert der Brite Mendes genussvoll und mit perfider Lust an Zerstörung bürgerlicher Ideale. Mittelschicht und Materialismus sind für ihn Boten des Untergangs.

Anständige Spießer

Wer immer noch puristisch gegen Hollywood wettet, wird bei dieser intelligenten und komplexen Tragikomödie über das Subversive im Alltag eines Besseren belehrt. Brillante Dialoge, rabenschwarzer Humor, beste

schauspielerische Leistung von Kevin Spacey und Anette Bening im gnadenlosen Rosenkrieg - wie einst Michael Douglas und Katherine Turner, fast surreale Momente durch die Ich-Form der Erzählung machen „American Beauty“ zu perfekter und gleichzeitig anspruchsvoller Unterhaltung. Und wenn am Ende die Kamera über die scheinbar friedliche Vorstadtidylle schwebt, ahnt man was der wirkliche Horror ist: wohlanständige Spießbürgerlichkeit.

Der Titel ist bewusst mehrdeutig gehalten. Er könnte eine Anspielung auf Carolyns Rosenzucht „American Beauty“ sein, auf den Charakter der jungen Angela als Prototyp des amerikanischen Schönheitsideals oder ganz einfach auf die Ambivalenz des amerikanischen Traums. Für Drehbuchautor Alan Ball, auch Co-Produzent, geht es ebenfalls darum, „dass wir oft vorgefasste Meinungen über Dinge haben, die sich dann später als total konträr herausstellen und sich als wahre Schönheit erweisen, die wir so niemals erwartet hätten“. Wie es euch gefällt Sam Mendes reiht sich mit seinem außergewöhnlichen Werk in die Reihe amerikanischer Filme über die Verunsicherung einer ganzen Generation ein, die sich in Aggressionen mit kathartischer Wirkung flüchtet und bei denen die Harmonie als Lebenslüge ausgedient hat.

Auch in Todd Solondz' „Happiness“ sind die netten Zeitgenossen überhaupt nicht happy, sondern von düsteren Perversionen gequält, entlarvt sich in Mark Pellingtons „Arlington Road“ der charmante Nachbar Tim Robbins als Bombenleger und Brandstifter, beweist Kirstie Alley wie schrecklich es ist, „Gnadenlos schön“ zu sein, wirft Wayne Wang demnächst in „Anywhere but here“ einen skeptischen Blick auf die „Restfamilie“ Mutter und Tochter im wenig glamourösen Teil von Beverly Hills. Der Ausverkauf des amerikanischen Traums hat begonnen. Den Amerikanern gefällt die bittere Pille. „American Beauty“ spielte schon ein Vielfaches der nur 15 Mio Dollar Produktionskosten ein, erhielt sechs „Golden Globe“-Nominierungen und sollte auch beim „Oscar“ gute Chancen haben.